

ments und Webjournalismus wird Second Life als Modellsimulation für den journalistischen Diskurs dargestellt.

Insgesamt bleibt nach der Lektüre des Bandes also der Eindruck, viel über die Ökonomie in virtuellen Communities gelernt zu haben, punktuell Erhellendes über verschiedene Aspekte von Second Life erfahren zu haben, sowie eine Fülle an andernorts bereits avancierter ausgeführten Studien zu einem zu speziell gewählten Gegenstand gelesen zu haben. In Summe bleibt aber ein weitaus größeres Manko des Bandes zu nennen, nämlich die Tatsache, dass mehr oder weniger durchgängig eine Dichotomie zwischen „real life“ und „virtual life“ konstituiert und rekonstruiert wird. Mit wenigen Ausnahmen (bspw. Castronova; unausgesprochen auch Spangler/Moran) konstruieren die Beiträge ihren Gegenstand als ein (taxionomisches) „Gegenüber“ (David Boynes et al.: „virtual reality, virtual social reality, real-life reality, real life social reality“) – und verfehlen somit die vielleicht wesentlichste Frage an den Gegenstand: In welchem Maße ist er Teil unseres Lebens, unserer Erfahrungsrealität oder unserer Subjektkonstitution? Oder in den Worten eines alten Computerspieler-Bonmots: „Real-Life ist da, wo die Pizza herkommt“.

Rolf F. Nohr

Dörte Hein

Erinnerungskulturen online

Angebote, Kommunikatoren und Nutzer von Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust

Konstanz: UVK, 2009. – 294 S.

ISBN 978-3-86764-162-3

In „Erinnerungskulturen online“ beschäftigt sich Dörte Hein mit der Funktion des Internets als Gedächtnismedium für das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft. Ausgehend von der Beobachtung, dass sich Debatten zur Erinnerung an Nationalsozialismus/Holocaust zunehmend auch ins Internet verlagern, stellt sie die Frage, ob sich im Internet neue Formen von Erinnerungsgemeinschaften bzw. -kulturen herausbilden. Zur Klärung dieser Frage verbindet Hein eine Analyse ausgewählter Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust mit einer Befragung der Anbieter sowie Nutzer dieser Websites. Die Studie – die Veröffentlichung ihrer 2008 an der Freien Universität Berlin angenommenen Dissertation – schließt damit eine Lücke in der bisherigen Forschung zu Medien und Erinnerung an Nationalsozialismus und

Holocaust. Dem Internet als Medium des kulturellen Gedächtnisses wurde bisher relativ wenig Beachtung geschenkt, und selten wurde über die Betrachtung der technischen Aspekte des Mediums bzw. Angebotsanalysen hinausgegangen (vgl. z. B. Dornik 2010, Meyer 2009).

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert: Die theoretischen Grundlagen zum World Wide Web und dem kollektiven Gedächtnis bzw. Gedächtnismedien bilden das Thema des ersten Teils des Buchs. Davon ausgehend wird im zweiten Teil die empirische Untersuchung kommunikativer Erinnerungsprozesse im Internet beschrieben. Die theoretischen Grundlagen werden von Hein in aller Kürze dargestellt und bringen wenig neue Erkenntnisse hervor. Sie geht auf die Besonderheiten des Internets als Kommunikations- und Gedächtnismedium ein und stellt die klassischen Theorien zum kollektiven bzw. sozialen Gedächtnis von Maurice Halbwachs bis zu Aleida Assmann und Harald Welzer dar. In einer Synthese dieser Ausführungen werden im dritten Kapitel theoretische Überlegungen zum Internet als Medium des Gedächtnisses einer Gesellschaft dargelegt. Hier lehnt sich Hein vornehmlich an den weit gefassten Begriff des Gedächtnismediums bei Erll an, der eine materiale und soziale Dimension umfasst. Hein kritisiert an dieser Stelle, durchaus nachvollziehbar, die mangelnde Schärfe des Begriffs bei Erll. Sie bleibt jedoch leider eine eigene, klarere Definition schuldig. Vielmehr wird „auf die Betrachtung *kommunikativer Erinnerungsprozesse* umgestellt“ (S. 96, Hervorh. im Original). Dieser Schritt blieb der Rezensentin leider wenig nachvollziehbar und wirkt ein wenig wie eine Ausflucht aus der Definitionsproblematik.

Konkreter ist dann wieder die Ableitung der drei empirischen Analyseebenen: „Websites als Erinnerungsanlässe“ (Angebote), „Online-Anbieter als soziale Akteure“ (Kommunikatoren) und „Gebrauchsweisen und Bewertungen“ (Nutzer) (S. 96f.). Das Untersuchungsdesign umfasst dementsprechend eine qualitative Struktur- und Inhaltsanalyse ausgewählter Websites, leitfadengestützte qualitative Experteninterviews mit Betreibern der betreffenden Websites sowie eine quantitative Online-Nutzerbefragung. Dies ist überzeugend in der Kombination der Methoden und Analyseebenen. Die Darstellung von Untersuchungsdesign, Methoden und Befunden ist ausführlich, beinhaltet jedoch auch einige kritische Punkte. So wählt Hein je vier Websites als Fallbeispiele aus den von ihr als dominierende Präsentationsformen identifizierten Kategorien „Information“, „Service“ und „Portal“ aus. Die

Grundlage für diese Einteilung und die Auswahl der insgesamt 12 Beispiele wird aber nicht ganz klar. Ungewöhnlich ist auch die Darstellung der Ergebnisse der Nutzerbefragung: Konkrete Hypothesen werden erst im Verlauf des Ergebnisteils abgeleitet und geprüft. Eine anfängliche Darlegung der Forschungsfrage sowie der detaillierten Hypothesen hätte hier zu einer besseren Übersichtlichkeit beigetragen. Die leserfreundlichen Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels und das gut aufgebaute Fazit mit neun Leithesen trösten über solche Unstimmigkeiten aber wieder hinweg.

Hein kommt auf Basis ihrer Analysen zu dem aufschlussreichen Ergebnis, dass sich im Internet keine neuen „Erinnerungskulturen“ finden. Es werde vielmehr an bestehende, nationale Erinnerungsdiskurse angeknüpft, woran allerdings auch andere als die traditionellen Vermittlungsinstanzen beteiligt sind. Auch würden die Vorteile des Mediums bezüglich Multimedialität und Interaktivität kaum angeboten bzw. genutzt. Die Hälfte der User nutzt die Websites aus dem Motiv des „Erinnerns und Gedenkens“, was Hein als Beleg dafür sieht, „dass Websites rezeptionseitig als Gedächtnismedien funktionalisiert werden.“ (S. 260).

Insgesamt gesehen ist der starke Teil der Arbeit eindeutig die empirische Untersuchung. Speziell die Erweiterung der empirischen Untersuchung auf die Ebene von Anbietern und Nutzern bringt interessante neue Erkenntnisse in einem Forschungsfeld, welches häufig auf die Angebotsseite konzentriert bleibt. Über ein wissenschaftliches Interesse hinaus sind die Ergebnisse zu den Motiven und Einstellungen der Nutzer aber auch von praktischer Relevanz, bspw. für die Gestaltung von Online-Angeboten zu Nationalsozialismus und Holocaust.

Juliane Finger

Literatur:

- Dornik, Wolfram (2010): Internet. In: Eichenberg, Ariane; Gudehus, Christian; Welzer, Harald (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 235–240.
- Meyer, Erik; Leggewie, Claus (Hrsg.) (2009): Erinnerungskultur 2.0. Kommemorative Kommunikation in digitalen Medien. Frankfurt am Main: Campus-Verl.

Matthias Künzler

Die Liberalisierung von Radio und Fernsehen

Leitbilder der Rundfunkregulierung im Ländervergleich

Konstanz: UVK, 2009. – 375 S.

ISBN 978-3-86764-154-8

(Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2008)

Politik aus einem Ansatz heraus zu erklären, der Ideen als seinen Ausgangspunkt nimmt, erscheint ein Rückfall in kantische oder hegelsche Zeiten zu sein – von Marx bald als purer Idealismus kritisiert und später durch viele materialistische und konstruktivistische Herangehensweisen überwunden. Medienpolitik – insbesondere Rundfunkpolitik – aus Ideen heraus erklären zu wollen, erscheint zunächst umso mehr ein befremdliches Anliegen zu sein, als der Blick auf Akteure und ihre Interessen in der wissenschaftlichen Medienpolitik Standard ist.

Matthias Künzler überzeugt aber mit seinem ideenorientierten Ansatz, weil er zu zeigen weiß, wie sehr Ideen – im Sinne von Leitbildern, Werten, Normen oder Kausalannahmen – nicht nur in theoretisch fundierten Ausführungen zur Medienpolitik, sondern auch in ihrer tatsächlichen Entwicklung und Ausführung eine bedeutende Rolle spielen. Den nahe liegenden Einwand, dass es vor allem Interessen sind, die letztendlich Einfluss auf die Medienpolitik nehmen, begegnet er mit dem Feststellung, dass Ideen in Theorien zur Medienpolitik ebenso Wirkmächtigkeit zugeschrieben wird wie in normativen Forderungen an Medienpolitik. Er entkräftet den Einwand zudem mit der Argumentation, dass Ideen wie Interessen und zuzätzlich Institutionen an der Entstehung von Medienpolitik beteiligt sind. Es sei nur das Verhältnis der drei Elemente zu klären und empirisch zu bestimmen.

Er entwickelt seinen Ansatz aus der sozialkonstruktivistischen Theorie Berger und Luckmanns, die er von deren Orientierung auf das Individuum auf Medienordnungen als soziale Konstruktionen überträgt. Das ist kühn, aber konsequent durchgeführt und damit durchaus zielführend. In diesem wissenssoziologischen Kontext lassen sich Ideen als Prozesselemente innerhalb der Rundfunkregulierung identifizieren.

Im Weiteren differenziert Künzler den Begriff „Idee“ im Hinblick auf die Dimensionen von Komplexität und Zeitbezug und kommt auf diesem Wege dazu, Leitbilder – verstanden als Werte und Normen verbunden mit konkreten Zielsetzungen – und Deutungsmuster – im